

Bibelarbeit über Mt 28,16-20

55plus in Marburg vom 5. April 2011

Liebe Schwestern und Brüder,

ich knüpfe gedanklich noch einmal an die „Leidensankündigung“ Jesu an, die uns gestern beschäftigt hat. So jedenfalls lesen wir es als Überschrift überall in unseren Bibeln. Ebenso gut könnten über diesen Texten auch „Auferstehungsankündigung“ stehen. Denn nie spricht Jesus nur von seinem Leiden, sondern immer auch von seiner Auferstehung. Jesus lässt seine Jünger gewissermaßen durch den Horizont schauen. Das ist eine Perspektiverweiterung, die wir auch angesichts heutiger Weltproblemlagen nicht vergessen dürfen. Wir wissen, dass wir von Hoffnung umgeben sind – einer Hoffnung, die kein Auge gesehen und kein Ohr gehört und in keines Menschen Herz gekommen ist.

Woher hat Jesus diese Gewissheit? Sie ist schon in dem Psalm gegeben, den Jesus am Kreuz betet: Psalm 22 „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Nach jüdischer Tradition betet Jesus – selbst wenn er nur den ersten Vers zitiert – den ganzen Psalm. Und in diesem Psalm folgt auf die Klage das unbeschreibliche Lob des Beters, dass Gott ihn aus dem Tod erretten wird. Dieselbe innere Struktur hat das Gottesknechtslied in Jes 53, das ebenfalls Passion und Ostern beschreibt.

Dieser inneren Struktur möchte ich folgen, wenn ich heute schon einen Blick werfe auf einen der ganz großen Texte. Es sind Worte des Auferstandenen, die die Kirche immer wieder von innen her konstituiert haben. Denn was Kirche tun soll, kann sie sich nicht selber aussuchen. Darin unterscheidet sie sich von allen Unternehmen dieser Welt, die den Markt erforschen und dann die Produkte ermitteln, für die ein Bedarf besteht. Manche meinen zwar, die Kirche müsse auch den religiösen Markt erkunden, um dann die gefragten religiösen Produkte und Dienstleistungen anbieten. Die Zukunft der Kirche aber liegt einzig und allein in ihrem Ursprung.

„Die elf Jünger aber gingen nach Galiläa auf den Berg, wohin ihnen Jesus zu gehen befohlen hatte. Und als sie ihn sahen, huldigten sie ihm, einige aber zweifelten. Und Jesus trat zu ihnen, redete zu ihnen und sagte: „Mir ist alle Macht gegeben im Himmel und auf Erden. Geht also und macht alle Völker zu Jüngern, indem ihr sie tauft auf den Namen des Vater und des Sohne und des Heiligen Geistes. Und sie alles halten lehrt, was ich euch geboten habe. Und siehe, ich bin mit euch alle Tage bis zum Ende der Welt.“ Mt 28, 16-20

Es ist ein sehr bekannter Text. Das war nicht immer so. In der Alten Kirche spielte er kaum eine Rolle, denn der Text galt nur an die elf Jünger gerichtet, die sich dann – zumindest der Legende nach - die Welt untereinander aufteilten: Jakobus nach Spanien, Thomas nach Indien usw.

Die mittelalterliche Kirche brauchte den Text auch nicht, denn sie benötigte keinen Aufruf zur Mission. Mission fiel im christlichen Abendland mit Kolonisation zusammen und hat bis heute bei vielen diesen Beigeschmack behalten.

So hat der Text Jahrhunderte lang einen Dornröschenschlaf erlebt und wurde erst wieder wach geküsst durch die Erweckungsbewegungen des 18. und 19. Jahrhunderts und die daraus entstandenen Missionsgesellschaften. Heute scheint man für Mission nicht nur wach, sondern hellwach zu sein angesichts der Mitgliederkrise der Kirche - jedenfalls muss sich keiner mehr für das Wort „Mission“ oder „Evangelisation“ entschuldigen.

Heute ist der Text deshalb so vertraut, dass er kaum noch Erwartungen weckt. Man geht durch ihn wie durch vertrautes Gelände, in dem man jeden Stein kennt. Natürlich kann man jeden Stein auch umdrehen. So muss es Joachim Lange gemacht haben, der über den Text erst vor wenigen Jahren eine Monographie von 573 Seiten verfasst hat und damit einen bis heute ungeschlagenen Rekord hält.

Einige kleine Entdeckungen habe ich dann doch gemacht in den letzten Tagen.

Die *eine* ist rein statistischer Art, nämlich dass die Abschlussrede Jesu bei Matthäus genau aus vierzig Worten besteht. Wenn das kein Zufall ist! Vierzig – die Zahl symbolisiert eine abschließende, vollkommene Größe. In der Tat wird hier das Evangelium zu einem krönenden Abschluss gebracht. Rhetorisch kommt das schon durch eine Häufung des Wortes „alles“ zum Ausdruck: *Alle* Vollmacht, *alle* Völker, *alles* was ich gelehrt habe, *alle* Tage... Das weist auf Globalität hin und Harnack meinte zu Recht: „*Größeres und mehr kann man nicht in 40 Worten sagen.*“

Dann ist mir aufgefallen, dass kein anderer Evangelist außer Matthäus sein Evangelium mit einem Jesuswort beschließt. Auch das ist nicht zufällig. Fünf große Reden bietet Matthäus – die Bergpredigt, die Jüngerrede, die Gleichnisrede, die Gemeinderede, die Endzeitrede - hat sie wie kostbare Perlen auf die Schnur seines Evangeliums gefädelt. Und jetzt am Ende lässt er Jesus noch einmal zu Wort kommen gleichsam in einem „*Manifest des Auferstandenen*“, wie man es bezeichnet hat. Wie kein anderer hat Matthäus Jesus als Lehrer dargestellt. Selbst der Kommunist Edward Schewardnadse schenkte bei einem Besuch in Washington Georg Bush sen. ein Emaillbild von der Bergpredigt mit dem Titel „Christus lehrt die Völker“. Bush hingegen schenkte ihm ein paar Cowboystiefel.

Schließlich noch eine kleine Entdeckung: Mir scheint, als habe Matthäus sein ganzes Evangelium auf diesen Schluss hin geschrieben. Das zeigt sich an der Fülle von Schlüsselwörtern, die hier wieder auftauchen, die Erinnerungen wachrufen.

Da ist der **Berg** wie ein Leitmotiv – der Berg der Verkündigung, an den Berg der Versuchung, an den Berg der Verklärung. Da ist die **Anbetung** – die an die drei Weisen aus dem Osten erinnert, die Forderung nach Anbetung durch den Versucher, die Anbetung der Jünger auf dem See, die Anbetung der Frauen nach der Auferstehung...

Das alles sind Lesehilfen, das Evangelium im Ganzen wahrzunehmen und auf seine feine innere Architektur zu achten.

Nun möchte ich gern drei Textaussagen herausarbeiten. Gern lehne ich mich dabei an Ulrich Luz an, der meint, dieser Text enthalte drei Bilanzen - eine *christologische* Bilanz, eine *ekklesiologische* Bilanz und eine *ethische* Bilanz.

1. Die christologische Bilanz

Luz schreibt: *Der Auferstandene und Erhöhte ist kein anderer als der Irdische, von dem Matthäus erzählte: Durch ihn bleibt Gott in seiner Kirche dauernd gegenwärtig.*

Christus stellt sich vor als der, dem alle „Vollmacht“ im Himmel und auf Erden gegeben ist, also als Herr, als Kyrios – nicht nur irgendeines irdischen Reiches, nicht nur der Supermacht Rom, sondern Himmels und der Erde. Die gesamte Macht im ganzen Kosmos liegt jetzt beim auferstandenen Jesus. „*Mir ist gegeben alle Vollmacht im Himmel und auf Erden.*“ Damit ist ein gewaltiger Anspruch proklamiert – nicht ohne politische Brisanz für die damaligen Machthaber.

Auch das Wort *Vollmacht* weckt beim Lesen des Matthäusevangeliums Erinnerungen an die verschiedensten Zusammenhänge. Wie ging Jesus während seiner irdischen Zeit mit seiner Vollmacht um? Und wie jetzt als der Auferstandene?

Es fällt auf, dass alle Vollmachtsworte Jesu in einem *heilenden* Zusammenhang stehen – sei es im Zusammenhang seiner Verkündigung, seiner Heilungen, seiner Sündenvergebung. Und schon einmal hieß es Mt 11, 25-27: „*Alle Dinge sind mir von meinem Vater übergeben, und niemand kennt den Sohn, denn nur der Vater und niemand kennt den Vater denn nur der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren.*“ Doch dann folgt das barmherzige Wort: „*Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid. Ich will euch erquicken.*“

Das bleibt richtungweisend auf für seine Macht als Auferstandener. Auch jetzt ist es eine Macht, die ihm *gegeben* ist. Er hat sie nicht an sich gerissen wie ein Usurpator. Er hat sie auch nicht intrigant erschlichen. Er hat sich auch nicht korrumpieren lassen, als der Versucher ihm die Macht über die Erde anbot: „*Dies alles gebe ich dir, wenn du dich niederwirfst und mich anbetest.*“ Stattdessen wählt er den Weg der Niedrigkeit, wählt das Armutszeugnis des Kreuzweges. Und von den vielen Hoheitstiteln, die das Alte Testament für den Messias bereitstellt, hat er vermutlich nur zwei wirklich für sich verwendet: „Menschensohn“ und „Diener“. Beide sind programmatisch dafür, wie er mit Macht umgehen will.

Der eine Titel erinnert an Dan 7, wo die Macht des Menschensohnes kontrastierend der Reiche dieser Welt gegenübergestellt wird, die im Bild von Raubtieren dargestellt werden. Dort wo der Mensch zum Tier wird, trägt die Herrschaft des Menschensohnes ein menschliches Antlitz.

Der andere Titel ist der des Knechtes aus den Gottesknechtsliedern Jes 53, von dem der Waldenser Theologe Paolo Ricca gesagt hat, es sei der Titel, den Jesus am meisten geliebt habe. „*Als Diakon verkündet er das kommende Reich Gottes. Als Diakon heilt er die Kranken, als Diakon beschreitet er den Leidensweg, als Diakon hängt er am Kreuz. Mit all dem kann man auch herrschen.*“ Selbst mit der Liebe kann man beherrschen, was vielleicht die subtilste Weise der Machtausübung ist. Und Ricca fragt: Wenn Diakon wirklich der Titel ist, den Jesu am meisten liebte: Warum ruft die Kirche ihn nie als Diakon an! Als Herr hat man ihn gern angeredet. Jesus der Diakon sei verdrängt worden, und er wurde verdrängt, weil die Kirche selbst nicht Diakonin sein wollte. Sie war bereit, Diakonie zu treiben – und zwar mit Ernst, Liebe und großem Einsatz. Aber sich als Leib eines Diakons zu verstehen, das vermochte sie nicht.

Der Menschensohn, der „Diener“, der Gekreuzigte – er wird zum König eingesetzt. Als Auferstandener wird er nicht einfach seine Identität wandeln. Auch jetzt ist es eine Macht, die sich in Freiheit und Liebe selbst begrenzt hat. Und die als Macht der Liebe auch die Erfahrung zulässt, zurückgewiesen und verletzt zu werden. Das aber bedeutet, wie Gerhard Ebeling sagt: Es ist eine Macht „... *die nicht vergewaltigt, sondern befreit, darum aber auch dem Verdacht der Ohnmacht ausgesetzt ist.*“

Daraus erwächst eine *Ethik der Mission*. Christliche Mission bezeugt den Wahrheits- und auch den Machtanspruch Jesu – er ist ihr verpflichtend aufgetragen; doch sie kann ihn nicht anders bezeugen als in eben diesem Geist, der das Zeugnis der Wahrheit mit Freiheit und Liebe verbindet.

2. Die ekklesiologische Bilanz

Luz schreibt: *Kirche kann nie etwas anderes sein als Jüngerschaft, Schule der Nachfolge, bei eben diesem Jesus.*

Hier geht es nun um den *Inhalt* der Mission, der beschrieben wird als Ruf in die Jüngerschaft, Ruf in die Nachfolge Jesu. Es geht nicht um die Werbung von Mitgliedern, um schwindende Kirchenzahlen zu kompensieren. Ich höre weithin zu wenig inhaltliche Bestimmung der Mission, woraufhin wir denn Leute ansprechen möchten. Es geht nicht darum, Mitglieder zu gewinnen, es geht um Nachfolger!

Nun werden die Jünger, die hier angesprochen werden, werden die Elf merkwürdig ambivalent beschrieben. Sie *huldigen* ihm – hier taucht das Wort der „Anbetung“ wieder auf und zugleich *zweifeln* sie. Dennoch erhalten sie den Auftrag. Trotz der Zweifel. Wir finden keine Notiz davon, dass Jesus sie noch überzeugt hätte.

In der Regel kennen wir die Übersetzung. „Und als sie Jesus sahen, fielen sie vor ihm nieder. Einige aber hatten Zweifel.“ Als gehe es um zwei Gruppen von Jüngern: Der eine Teil der Jünger fällt nieder und der andere Teil zweifelt.

Sprachlich ist der Text nicht eindeutig. Es fehlt im Griechischen die bekannte Wendung „die einen... die anderen“. Deswegen ist es grammatikalisch naheliegender, dass es um ein und dieselbe Gruppe geht und nicht um zwei Gruppen; dass es also dieselben Jünger sind, die niederfallen und zugleich zweifeln. Inhaltlich passt diese Zwiespältigkeit zum Jüngerbild des Matthäus-Evangelisten durchaus. Man denke an die Erzählung vom Seesturm in Mt 14,22-33, wo die Jünger insgesamt, aber auch Petrus allein als ängstlich bzw. kleingläubig und zugleich als gläubig dargestellt werden. „*Der Glaube der Jünger ist bei Matthäus nicht eine über alle Zwiespältigkeit erhabene Gewissheit, sondern er lebt zwischen Vertrauen und Mutlosigkeit, zwischen Gewissheit und Zweifel.*“ (Luz).

Wenn Matthäus dies meint – und ich neige dazu – dann wäre Glaube nie ein fester Besitz, selbst nicht in den intensivsten religiösen Erfahrungen. In dieser realistischen Beschreibung der Reaktion der Jünger läge ein Wissen, das uns mit uns selbst und mit anderen barmherzig macht und das wiederum eingehen muss in eine Ethik der Evangelisation. Denn dann kommen hier nicht Besitzende zu Bettlern. Burghardt Krause schreibt: „*Es ist Hochmut, wenn Christen so tun, als seien sie im Besitz der Wahrheit, die sie gönnerhaft an andere weiterreichen, statt demütig und verwundbar zu bezeugen, dass nicht sie die Wahrheit haben, sondern dass Jesus, die Wahrheit, sie hat; dass sie nicht Besitzende, sondern Ergreifene sind, die als arme Bittsteller für ihn werben. ... Christliche Arroganz verströmt ein Klima selbstgefälliger Besserwisserei, das jedes echte Gespräch im Keim erstickt...*“

Der Zweifel der Jünger ist kein kokettierender Zweifel, der jede Gewissheit verdächtigt und madig macht. Er hält das Wesen des Glaubens wach, das wohl *Gewissheit* kennt, aber nicht *Sicherheit*. Wir maßen uns nicht an, alle Fragen zu beantworten, sondern bleiben selbst Lernende. Der Jude Manes Sperber schreibt: „*Wir nannten das Lesen dieser Bücher immer Lernen... ...und den Gelehrten nannte man nicht den Gelehrten, sondern den Lerner. Und das Lernen war etwas, das niemals endete.*“ Das ist nicht das Bild des Gelehrten, der Wissen wie einen Besitz anhäuft und davon austeilt. Der Lehrer „*ist den anderen nicht in der Sicherheit des Beherrschens voraus, sondern in der Sensibilität seines Fragens und in der Betroffenheit durch das Erkannte, dazu auch in der Bereitschaft, sein Leben nach dem Maße des Erlernten zu ändern.*“ (Ingo Baldermann)

Noch einmal: Auch die Zweifler werden beauftragt. Der Auftrag ist größer als ihre innere Befindlichkeit.

Gehen wir einen Schritt weiter. „*Machet zu Jüngern alle Völker...*“ – das ist der einzige Imperativ in diesem Text – alles andere sind Partizipien. Das erste Partizip: „*Indem ihr sie tauft* (taufend) auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“. Der Zusammenhang zwischen Jüngerschaft und Taufe kommt reichlich unvermittelt und es gibt im ganzen Evangelium nur einen Text, der hier interpretierend zur Seite treten kann – die Taufe Jesu selbst, die am Anfang des Evangeliums berichtet wird. Jesus selbst lässt die Johannestaufe an sich vollziehen – eine Taufe zur Umkehr und zur Vergebung der Sünden, also zur Rettung. Historisch steht fest, dass Jesus durch Johannes getauft wurde. Es ergäbe gar keinen Sinn, wenn die Evangelien diese Szene erfunden hätten; denn sie hätten dann die Schwierigkeit erfunden, weshalb der, auf dessen Kommen all sein Tun gerichtet war und der Israel erlösen sollte, sich selbst dieser Sündertaufe unterzieht. Das genau fragt Johannes selbst: „*Johannes aber versuchte ihn zu hindern und sprach: „Ich habe es nötig, mich von dir taufen zu lassen, und du kommst zu mir?“*“ Mt 3,13f.

Auf dem Einwand des Täufers antwortet Jesus mit einem Satz, der ein zentrales Anliegen matthäischer Theologie enthält. Jesu Antwort ist überhaupt das erste Wort Jesu innerhalb des Matthäusevangeliums, trägt also ein besonderes Gewicht. „*Lass jetzt: so ziemt es sich nämlich für uns, alle Gerechtigkeit zu erfüllen.*“ Nun findet sich das Wort „Gerechtigkeit“ im gesamten Matthäusevangelium insgesamt sieben Mal – gewiss kein Zufall! Auf alle Fälle ist es ein zentraler Begriff. Es beschreibt die Gemeinschaftstreue Gottes, mit der er sich zum Menschen hält. Und es ist der Wille Gottes, dass sich Jesus in die Gemeinschaft der Sünder einreihet. Es ist der Wille Gottes, dass er in seiner Barmherzigkeit mit den Sündern solidarisch wird. So spricht die Taufe Jesu schon von dem fröhlichen Wechsel, wie Luther sagte: *Er wird Sünder und ich ein Gerechter.*

Die Parallelen zwischen Mt 28 und Mt 3 gehen noch weiter. Die trinitarische Formel am Ende des Evangeliums verweist wiederum auf die Taufe Jesu. Schon die altkirchliche Theologie hat die Taufe Jesu trinitarisch verstanden: Der Sohn hört die Stimme des Vaters und empfängt die Kraft des Geistes. „*Der Bezeugende war der Vater, der Sohn der Bezeugte, der Heilige Geist der, der den Bezeugten bezeichnet.*“ Und nun wird dieses trinitarische Geschehen, das hier offenbar wird, am Ende des Evangeliums im Taufbefehl aufgenommen, wenn nun auch die Taufe der Christen auf dem Namen des Vaters, und des Sohnes und des Heiligen Geistes vollzogen werden soll. Damit wird die Taufe Jesu zum *Typos der christlichen Taufe* und die Taufe selbst zur „Teilhabe“ an der Gemeinschaft des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Und jedem Getauften gilt gewissermaßen das Wort aus dem geöffneten Himmel: „*Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich Gefallen habe.*“ (Mt 3, 16f.).

Wenn die Sendung der Jünger nun *allen* Völkern gilt, dann ist Kirche eine versöhnte Gemeinschaft, die Grenzen der Rassen, Kulturen, Klassen transzendiert. Jüngerschaft schafft eine nicht da gewesene Einheit. Das neue Volk Gottes umfasst Griechen und Juden, Männer und Frauen, Gebildete und Ungebildete. Sie alle gehören zum neuen Volk, das Gott ruft. Nicht weil alle gleich *gemacht* werden – sondern weil alle gleich *beschenkt* werden. Ein Modellfall von Gemeinschaft entstand, das in seinen sozialen Implikationen durchaus revolutionär war und eine ganz eigene missionarische Anziehungskraft hatte.

Hier liegt für mich eine Anfrage an uns, wie aufnahmefähig wir in unserem missionarischen Bemühen wirklich sind und ob es uns wirklich gelingt, Grenzen zu überschreiten. Wenn das Evangelium alle Völker und allem Volk widerfahren soll, dann müssen wir Kirche von außen her denken – von den bisher nicht Erreichten her.

Das will gelernt sein! Der ehemalige Bischof Werner Krusche erzählte gelegentlich die schöne Geschichte, wie er mit den Vikaren im Predigerseminar in Lückendorf dieses „von außen denken“ trainiert hat. Gern wollte er atheistische Genossen als Gesprächspartner

einladen. Aber die wollten nicht. Also band sich der kleine Krusche, Werner Krusches Namensvetter und Kollege im Predigerseminar, einen roten Schlips um und übernahm den Part des Atheisten...

Mir scheint vergleichbares in unserer Welt von heute genauso erforderlich zu sein. Wir machen uns in der Regel nicht klar, wie weit entfernt die Sprache der Welt von heute von unserer in der Kirche gepflegten Sprache entfernt ist. Mehr als $\frac{3}{4}$ der ostdeutschen Konfessionslosen bekennen sich zum Atheismus. Wer in dritter Generation konfessionslos ist, hat keine Vorstellung und keine Sprache mehr für Transzendenz, heißt es in einer Studie der EKD. Er versteht oftmals nicht mehr die Frage, auf die wir eine Antwort geben.

Aber das alles ist nicht nur ein Sprachproblem, sondern auch ein Strukturproblem. Oft brechen Verbindungen nach außen ab allein durch die Fülle der Angebote. Es ist erwiesen: Je länger Menschen in unseren Gemeinden leben, umso mehr verlieren sie Kontakte nach außen. Hier ist vielleicht doch am Ende weniger mehr. Denn missionarisch leben heißt ja auch kontaktvoll leben.

Missionarisch leben heißt nun aber nicht, ständig unser Programm auswechseln. Michael Herbst sagte neulich, der postmoderne Mensch suche gar nicht immer das ganz Neue, er suche und ersehne erstaunlicherweise wieder *das ganz Andere*, durchaus wieder das Heilige und Sakrale, das Alte und Ehrwürdige, auch liturgisch hochwertige Gottesdienste, Lesungen und alte Hymnen, Meditation und Stille. Und er schreibt: *„Ich sage das nicht gegen Willow Creek – für viele wird das der genau richtige Zugang zum Evangelium sein, aber eben nicht für alle. Auch wer sich mit dem missionarischen Zeitgeist verheiratet, wird schnell zur Witwe. Eine missionarische Volkskirche duldet nicht nur, nein sie begehrt plurale Wege zu den Menschen. Sie wird wie Paulus allen alles, um einige zu retten.“*

3. Die ethische Bilanz lautet:

Luz schreibt: *Nachfolge ist Praxis, Gehorsam gegenüber allen Geboten Jesu, weil Jesus seine Jünger auf den Weg der Vollkommenheit führt, der in der Liebe gipfelt*

„Lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe.“ Interessant ist, dass die Lehre nicht vor der Taufe genannt wird. Was hier gemeint ist, ist mehr als nur Taufunterricht. Die Aussage ist fundamentaler, ja bestimmend für das Kirchenverständnis des Matthäus. Kirche als Jüngerschaft ist eine permanente Schule Jesu. Das Ziel der Missionspredigt der Jünger ist nicht einfach Bekehrung. Ihr Ziel ist Kirche als ein Ort zu sein, an dem der Wille des Vaters geschieht – wie im Himmel, so auf Erden. Und die eigentliche Missionspredigt geschieht durch diesen Lebensvollzug der Gemeinde als einer Stadt auf dem Berg und als Salz der Erde und als Licht der Welt, dass die *„Menschen eure guten Werke sehen und den Vater im Himmel preisen.“*

Die Rede des Auferstandenen mündet in die Verheißung: *„Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an zur Vollendung der Welt!“* Es ist eine starke, stille Verheißung, wiederum im Indikativ gesprochen: So ist es. Darauf dürft ihr euch verlassen. Es ist nichts anderes als der Name „Immanuel“ - Gott mit uns, mit dem Matthäus das Evangelium beginnt. Es ist das Versprechen des JHWH-Namens: *„Ich will für euch da sein!“* (Buber). Schon in der großen Gemeinderede hieß es: *„Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen!“* Nun mündet alles bisher Gesagte in diese Verheißung. Mit großer Einmütigkeit bezeugen die kirchlichen Ausleger, dass das nicht nur den Aposteln gegolten haben kann, sondern allen Gläubigen. Die Apostel, so argumentiert Johannes Chrysostomos mit augenzwinkernder Logik, hätten doch schließlich nicht bis an das Ende der Zeit gelebt...

Zum Abschluss muss ich an tiefste DDR-Zeiten denken - an Zeiten, wo Lehrer mit dem Glauben ihrer Schüler bissigen Spott getrieben haben. Da sagte eines Tages ein Lehrer vor versammelter Klasse zu einem christlichen Schüler: „Mit der Kirche ist es ja ohnehin Matthäi am letzten.“ Schlagfertig antwortete dieser: „Jawohl, Herr Lehrer, so ist es. Und es ist gut so. Denn wissen Sie, was „Matthäi am Letzten“ steht? Da heißt es: Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt.“In der Tat könnte es um die Kirche nicht besser stehen!

Prof. Johannes Berthold